



Die alte Eidgenossenschaft – sprachlich «multikulti»

Das Land der 40 Sprachen

Vor Hunderten von Jahren gingen die Schweizer einiges unverkrampfter mit anderen Sprachen um als heute. Selbst das einfache Volk war mehrsprachig.

Der lange Kampf um das Überleben des Rätoromanischen oder der Streit um die Einführung von Frühenglisch in der Schule zeigen, dass sich die Schweiz schwer tut mit ihrer Mehrsprachigkeit.

Das war nicht immer so. Die alte Eidgenossenschaft des 15. bis 19. Jahrhunderts war geprägt von verschiedenen Wirtschaftsräumen, Regierungs- und Rechtssystemen sowie Kulturtraditionen. Norbert Furrer, Historiker und Linguist an den Universitäten von Lausanne und Bern, kommt zum Schluss, dass die «Gesellschaft des Ancien Régime möglicherweise multikultureller» war als die heutige. Ausdruck dieser Vielfalt war ein aussergewöhnlicher sprachlicher Reichtum. Innerhalb eines Gebietes existierten klassische Sprachen, in Normen und Regeln gefasste Hochsprachen und zahlreiche Dialekte.

Zuerst in der Hierarchie standen Latein, Griechisch und Hebräisch. Es folgten die Kanzleisprachen, Mundarten sowie schliesslich Minderheiten- oder Sondersprachen wie Jenisch. Wer der Elite angehörte, war der klassischen Sprachen mächtig. In der gebildeten Mittelschicht wurde neben der zu Hause erlernten Mundart die Schriftsprache gesprochen. Das einfache Volk sprach meist so, wie ihm der Schnabel gewachsen war.

Das Bild des Bauern, der nie aus dem Heimatdorf wegkam, ist falsch. Gerade das einfache Volk bewegte sich aus Notwendigkeit zwischen den Sprachgemeinschaften hin und her. 970 Polizeisteckbriefe aus der Zeit von 1728 bis 1849 belegen Furrers These. Über 80 Prozent der Gesuchten waren zweisprachig. 133 Personen waren dreisprachig, 18 viersprachig und 13 fünf- oder mehrsprachig. Der 33jährige Kaminfeger Paul Pancaldi aus Ascona etwa wurde gesucht mit dem Signalement «spricht italienisch, deutsch, polnisch und böhmisch». Korb-

macher Peter Nicolet aus Murten, 23 Jahre alt, sprach «französisch, deutsch, holländisch, italienisch und das Freyburger Patois». Elisabeth Byland aus Muri AG hatte eine «grobtonige, schnelle Aussprache, spricht den Luzernerndialekt und gut französisch». Dass die Menschen unverkrampft mit Sprachen umgingen, zeigt sich auch im selbstverständlichen Gebrauch von fremdsprachigen Ausdrücken. Erschien es angemessen, wechselte man die Sprache – in gehobenen Kreisen ziemte es sich, Lateinisch oder Französisch zu parlieren. Die Menschen hatten einen ausgeprägten Hang zum genussvollen Wechseln von einer Sprache in die andere innerhalb einer Aussage. Dabei zeigten sie weder Respekt vor Regeln noch hatten sie Angst, ihre Sprache zu verhunzen. Dieser Umgang mit der Sprache dauerte bis ins 19. Jahrhundert: In Schule, Armee und Bürokratie der neu gebildeten Nationalstaaten wurde die Uniformisierung vorangetrieben. Die Nationalsprache wurde Ausdrucksmittel der nationalen Ideologie. In der Schweiz etablierten sich von den Schriftidiomen Französisch und Italienisch neben der vormaligen Staatssprache Deutsch als «Nationalsprachen». Zugleich verschwanden in der französischen Schweiz bis ins 20. Jahrhundert fast alle Mundarten.

In der italienischen Schweiz glichen sich die Dialekte dem Westlombardischen an. Alemannisch und Lombardisch erstarkten angesichts der totalitären und nationalistischen Bedrohungen aus Norden und Süden. 1938 schliesslich wurde Rätoromanisch zur vierten Landessprache.

Petra Stöhr, SDA

Norbert Furrer: «Die vierzigsprachige Schweiz. Sprachkontakte und Mehrsprachigkeit in der vorindustriellen Gesellschaft (15. bis 19. Jahrhundert)». 2 Bände. Chronos-Verlag.

Anzeiger von Uster vom 20. Juli 2002 (gekürzt)

Nachlassende Leselust der Jüngeren

tpg. Trotz den teilweise dramatisch gesunkenen Umsätzen deutscher Verlage und einem breiten Rückgang bei den verkauften Auflagen ist das Informationsverhalten «weitgehend stabil» geblieben. Dies geht aus den jüngsten Ergebnissen der Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse (AWA) hervor. Auf die Frage, wie sich die Menschen über ein Thema «näher und umfangreicher informieren möchten», gaben 61% an, sie läsen Berichte in einer Zeitung; vor drei Jahren waren es 58%. Einen deutlichen Zuwachs verzeichnet die Internetnutzung: Sie stieg von 9% auf 29% an. Informationsquelle Nummer eins ist jedoch das Fernsehen (73%), das die Informanten «Familie, Freunde oder Bekannte» (71%) hinter sich gelassen hat.

Aufschlussreich sind auch die Statistiken aus dem soeben erschienenen «Jahrbuch der Demoskopie» (Verlag K. G. Saur, München), ebenfalls vom Institut für Demoskopie in Allensbach (IfD). Die Frage, ob man regelmässig eine Zeitung lesen sollte, wird von Jüngeren immer seltener mit Ja beantwortet. Während Menschen über 45 Jahre die Zeitungslektüre nach wie vor mehrheitlich für unerlässlich halten, ist dieser Wert bei den 16- bis 44jährigen um weit über 10% gesunken.

Grösster Feind des Lesens ist und bleibt das Fernsehen. Es ist das Medium, auf das 60% der Deutschen am wenigsten verzichten wollen. Entsprechend gross ist der Profit, den das Fernsehen aus der gesunkenen Lust am Lesen schlägt, jedenfalls statistisch gesehen. Mittlerweile gibt die Hälfte der Deutschen an, mehr als drei Stunden pro Tag vor dem Fernseher zu verbringen; 1989 lag diese Anzahl bei rund einem Drittel.

Bei fast einem Viertel der Befragten sind es sogar vier Stunden und mehr; diese statistische Grösse hat sich im Verlauf der neunziger Jahre fast verdoppelt.

NZZ, 9. August 2002 (gekürzt)

Liebe Leserin, lieber Leser

Zur Sprachsituation Deutsch lesen Sie drei unabhängige Ansichten. Der Sprachkreis Deutsch vermittelt Ihnen Gedanken des VDS und des IDS (Verein Deutsche Sprache Dortmund und Institut Deutsche Sprache Mannheim) sowie die Einladung zum Vortrag über PISA. Wer heute mit offenen Augen und Ohren Strömungen in Wirtschaft und Gesellschaft beobachtet, bemerkt eine auffallende Fehlentwicklung im Gebrauch oder eher Nichtgebrauch der deutschen Sprache. Kaum ein Werbespruch, eine Fernsehsendung, eine öffentliche Rede, eine Stellenanzeige, ein Aufmerksamkeits heischender Spruch kommen ohne Rückgriff auf englische Wörter und Satzketten (Anglizismen, «Denglisch») aus.

Wir blasen nicht zur Jagd auf einzelne Anglizismen, sondern setzen tiefer an. Denn mit ihrem weitverbreiteten Mangel an Sprachloyalität geben viele sich selbst und die deutsche Sprache überhaupt der Lächerlichkeit preis. Offenbar wird Deutsch nicht mehr für wert gehalten, für sich selbst zu werben.

Die Sucht vieler nach englischen Brocken erzeugt Spracharmut, Ideen können so nicht entstehen. Es geht also nicht nur um Probleme des Wortschatzes oder der Grammatik, auch nicht um ein sprachliches «Reinheitsgebot», sondern um die Kreativität unseres Denkens. Die deutsche Sprache ändert sich durch Neuwörter und Entlehnungen. Bedenklich ist allerdings, dass in kompletten Sach- und Fachbereichen die deutsche Sprache zugunsten eines meist vereinfachten internationalen Englischs völlig aufgegeben wird: Diese Entwicklung stuft das IDS als alarmierend ein, da seiner Auffassung nach das Deutsche sich in diesen Bereichen nicht mehr weiterentwickelt. Unsicherheit besteht ferner über die Zukunft von Deutsch in einem künftig mehrsprachigen Europa.

Viel Einsicht in der Schweiz zu diesen Ansichten wünscht

P. Zbinden
Peter Zbinden

Das Zitat

«Ich mag es nicht, wenn Leute ihre Halbbildung raushängen lassen und für jedes zweite Wort einen englischen Ausdruck verwenden. Ich halte das für lächerlich. Ich finde, man muss versuchen, eine Sprache korrekt zu sprechen. ... Die übertriebene Verwendung von Anglizismen unter Managern ist so ein kleiner Ausweis von weltmännischem Gehabe, um es deutlicher zu sagen: Pfauengehabe...»

Georg Kofler
Leiter des Bezahlfernsehens «Premiere»

Aus dem «Kurier» vom 6. August 2002

Haben wir etwas übersehen?

Haben wir bei allem hilflosen PISA-Aktivismus total übersehen, dass das wichtigste Lehrmittel unserer Kinder, die genaue, schöne, informative und flexible deutsche Sprache, mittlerweile zum plakativen, unpräzisen Multiple-Choice-Kommerzsymbol-Wiedererkennungscodes verkommt? Überall prasseln auf die Kinder pseudo-englische Brocken ein, die meist nicht zum Verstehen da sind – nur noch zum Vermitteln eines globalisierten Konsumgefühls. Kein Wunder, dass da nicht mehr gelesen wird!

Zusendung von K. D. in M.

Wir danken unseren
Official Partnern
Nous remercions
nos Partenaires Officiels

Expo.02-Sprachen Deutsch und Französisch und... Na ja, warum?

Sprachtag.02

Ihre persönliche Einladung

Sprachtag.02 in Biel

Erkenntnisse aus der PISA-Studie 2000
Donnerstag, 5. September 2002, 18.00 Uhr

Referent Herr Dr. Urs Moser, Universität Zürich.
Eine gemeinsame Veranstaltung von SVDS und SKD
Biel, Walserplatz, beim Bahnhof, Westausgang (See),
gegenüber Terminal B Expo.02, im Club imaginaire, 1. Stock.
Ab 19.30 Uhr Aperitif

Die Teilnehmerzahl für diese kostenlose Veranstaltung ist beschränkt.
Daher bitten wir Sie sich mittels E-Post anzumelden,
bei Agentur Gatschet, E-Post info@gatschet.ch oder Fax 032 331 20 40

Wann wird eine Nation sprachlos?

Dokumentation bedrohter Sprachen

Als Folge einer «kulturellen Globalisierung» seien rund zwei Drittel der derzeit weltweit gesprochenen 6500 Sprachen in den nächsten ein bis zwei Generationen vom Aussterben bedroht, teilte die Volkswagen Stiftung mit. 90 Prozent jener 6500 Sprachen würden schon heute von jeweils nicht einmal mehr 5000 Menschen beherrscht. (GKP-Informationen III/2002)

Deutsche Sprache international fast bedeutungslos

Die deutsche Sprache spielt in der internationalen Wissenschaft nur noch eine geringe Rolle. Das teilte die Bundesregierung mit. 90 Prozent der Fachbeiträge würden auf Englisch veröffentlicht, Publikationen in anderen Sprachen kaum noch zur Kenntnis genommen. Versuche, gegen diesen Trend vorzugehen, sind nach Einschätzung der Regierung zum Scheitern verurteilt. Deutschkenntnisse von Ausländern würden allerdings in Wirtschaft und Handel als Zusatzqualifikation geschätzt.

«Gehört die deutsche Sprache auch zu den bedrohten Sprachen?»

Die Frage wird, so bin ich sicher, für überzogen gehalten, im günstigsten Fall als journalistischer Gag belächelt. Aber so abwegig ist die rhetorische Frage nicht.

Aufmerksame Leser von Tageszeitungen, Illustrierten, Werbeanzeigen, Hörer von Hörfunk- und Fernsehsendungen stellen sicherlich täglich fest, dass immer mehr englische Wörter unsere Sprache durchsetzen. Dabei handelt es sich nicht etwa nur um Fachbegriffe, wie beispielsweise im Bereich des Computers, die im World Wide Web auch global benutzt werden, sondern um Begriffe, die seit eh und je mit deutschen Wörtern benannt wurden: Flyer für Flugblatt, Folder für Faltblatt, Games für Spiele, Fun für Spass. Für dieses Vokabular gibt es inzwischen den Begriff «Denglisch», also ein Gemix aus Deutsch und Englisch. Denglisch begegnet uns jeden Tag massenhaft. Vielleicht kann man über die tägliche Dosis noch gelassen hinwegsehen. Aber wenn man im Internet auf der Website des Vereins Deutsche Sprache, Dortmund, die monatliche Auflistung von Beispielen der «Sprachverhunzung» liest, dann kann einem schon grauen.

Wenn in Modejournalen Jil Sanders sprachpanscherprämierte Äusserungen veröffentlicht werden, dann kann man das noch als Leckerbissen für Snobs einordnen. Aber der Umgang zum Beispiel der Post mit der deutschen Sprache beleidigt Millionen von Bürgern, die sich nicht einmal durch den Boykott dieser Dienstleistungseinrichtung dagegen wehren können. Und von diesen Millionen spricht und versteht nur ein Teil die englische, besser gesagt die amerikanische Sprache. Auf dem Hintergrund des Wandels der Öffentlichkeit zu einer «multikulturellen» Gesellschaft kann man doch wohl fragen, wie viele unserer ausländischen Mitbürger denn wohl Englisch verstehen.

Es gibt zum Glück jedoch Zeitgenossen, die das nicht nur beklagen, sondern dem auch gegensteuern. Dass sie dafür belächelt werden, sollte und wird sie nicht entmutigen. Inzwischen bekannt geworden ist der VDS, Dortmund.

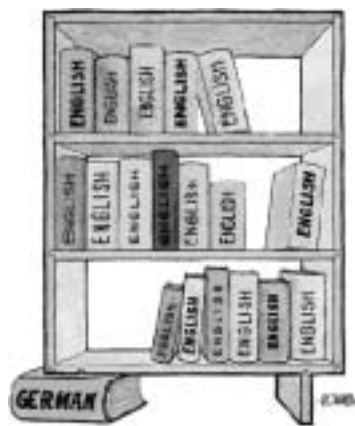
Man kann obige Auswüchse wahrscheinlich kaum mit rationalen Argumenten bekämpfen, sondern besser mit Ironie. Und so hat der Gründer und Vorsitzende des VDS ein Büchlein, ja ein Pamphlet, mit dem Titel «Modern Talking auf deutsch» herausgegeben. Im Nachwort erläutert der Autor die Zielrichtung seines «populären Lexikons»:

«Lächerlichkeit tötet. Und das hier gesammelte «pseudokosmopolitische Imponiergesele» (SZ) vieler Zeitgenossen, wie affig, peinlich, oder dumm auch immer, ist vor allem eines: in hohem Masse lächerlich. Wie bei des Kaisers neuen Kleidern scheint das aber bisher niemandem so richtig aufzufallen. Ich würde also die vorliegende Sammlung moderner Sprachverirrungen gern als Gegenstück des Ausrufs «Mutter, der Kaiser hat ja keine Kleider!» sehen: Mutter, der Kaiser hat ja keine Wörter. Und ich hoffe, das aufgeblasene Wichtigtuer-Denglisch moderner lifestyle-Jünger möge, einmal in seiner ganzen Albernheit entlarvt, mangels neuer Anhänger von selbst vertrocknen.

Vorerst aber scheint die hier nachgezeichnete Flucht aus der deutschen Sprache noch an Schwung und Stärke zuzunehmen: Kein Sportfest oder Tanzvergnügen, das nicht als Event verkleidet würde, kein Volkslauf oder Kegelausflug ohne «outdoor»- oder «open-air»-Umschreibung, kein Wandertag, keine Abiturfeier, kein Grillvergnügen, kein Konzert des Kirchenchores ohne den obligaten Diener über den Atlantik und die gleichzeitige Verleugnung der eigenen Sprache und Kultur. Der moderne Modell-Germane joggt, jumpst, treckt, wackt, skated oder biket, hat fun und feelings, moods und moments, sorrows und emotions und scheint vor nichts auf Erden solche Angst zu haben, als neue Dinge oder Sachverhalte in seiner eigenen Sprache zu benennen. – Deutsch zu sprechen ist vielen Deutschen offensichtlich lästig oder peinlich.»

Hans Fahle, Juli 2002

Kath. Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung (gekürzt)



me. Auch das «richtige» Englisch nimmt in Europa einen stets wichtigeren Platz ein. Dies belegt ein Artikel in «The Economist». Er weist zuerst darauf hin, dass die Briten (wie schon immer!) sich kaum bemühen, Fremdsprachen zu lernen, denn sie fragen sich, ob Englisch nicht (bald) die allgemeine Sprache der Europäischen Union wird.

Eine Umfrage bei 16 000 Bürgern der EU lässt vermuten, dass es auf dem besten Weg dazu ist. Sie ergab auch, dass immer mehr Menschen der Ansicht sind, alle Europäer sollten Englisch lernen. Über 40% gaben an, Englisch als Fremdsprache einsetzen zu

können. Wenn wir die 16% innerhalb der EU hinzuzählen, deren Muttersprache Englisch ist, behaupten mehr als die Hälfte aller Bürger in der Europäischen Union, sich auf Englisch verständigen zu können.

Das Überhandnehmen des Englischen ärgert viele Leute, vor allem in Frankreich, aber auch in Deutschland. Die Umfrage veranschaulicht indessen, dass die Ablehnung umstritten ist. Ungefähr 69% der Befragten waren damit einverstanden, dass jedermann Englisch sprechen sollte; in Frankreich sind es 66%, bloss ein bisschen weniger als in England.

Die Sprachenfrage in Europa (1)

Der französische Sprachwissenschaftler Claude Hagège, Professor am Collège de France, unterstreicht in dem vorliegenden Interview die europäische Sprachenvielfalt und den sich daraus ergebenden Reichtum. Deswegen bestehe auch die einzig mögliche Zukunft für Europa in der Vielsprachigkeit. Vor diesem Hintergrund kommt er zu dem Schluss, dass die Dominanz einer Sprache, wie es gegenwärtig für das Englische der Fall ist, nicht wünschenswert sei und dass die Europäer ihre Kinder möglichst früh zum Gebrauch mehrerer und nicht nur einer einzigen Sprache erziehen sollten. Dabei könnte sich das Internet als nützlich erweisen, insofern es sich um ein Medium handelt, in dem auch andere Sprachen zu Wort kommen. Deswegen bildet die Nutzung der Sprachen auf dem Internet einen der wichtigsten Wege zum Schutz der Sprachen gegen den Einfluss des Angloamerikanischen.

Forum: Es wurde oft auf die Möglichkeit hingewiesen, dass das Deutsche zu einer Amtssprache der europäischen und internationalen Organisationen erhoben werden könnte. Was halten Sie von einer solchen Forderung? Inwieweit ist sie angesichts anderer Sprachen wie des Spanischen, des Italienischen oder auch des Portugiesischen berechtigt?

C. Hagège: Diese Forderung, die bereits von Helmut Schmidt und Helmut Kohl erhoben worden war, wird auch von der jetzigen Regierung vertreten und ist natürlich eng mit dem wirtschaftlichen und politischen Einfluss Deutschlands verbunden. Die politischen Machthaber in Deutschland sind sich der wirtschaftlichen Bedeutung des Landes bewusst und wundern sich zu Recht darüber, dass Französisch und Englisch in Brüssel immer noch so unangefochten dominieren. Leider ist in diesem Zusammenhang ein geschichtlicher Exkurs notwendig; es muss daran erinnert werden, dass es sich dabei natürlich um eine Folge des Zweiten Weltkrieges handelt. Nach Kriegsende rückten die Sprachen der Sieger in den Vordergrund. In der Zwischenzeit hat Westdeutschland seine Wiedergutmachung glaubhaft gemacht und alles in seiner Macht stehende getan, um seinen guten Willen unter Beweis zu stellen und die schreckliche Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg auszulöschen.

Forum: In einer Ihrer Veröffentlichungen, die gerade neu aufgelegt wurde (Le Souffle de la langue) kommen sie auf die Mehrsprachigkeit in Europa zu sprechen und vertreten den Standpunkt, dass eine einzige Sprache nicht als alleinige Gemeinschaftssprache dienen sollte. Welches System würden Sie befürworten, damit das Englische die deutsche und französische Sprache nicht zur Bedeutungslosigkeit verdammt?

C. Hagège: Ein sehr einfaches System. Alles steht und fällt mit der Schule, die im Zentrum

des Problems steht. Meines Erachtens besteht die einzig mögliche Zukunft für Europa in der Mehrsprachigkeit. Das ist eine der Hauptthesen von «Le souffle de la langue» und auch von einem früheren Buch, «L'enfant aux deux langues», aus dessen Titel schon ersichtlich ist, dass das Geheimnis in der schulischen Erziehung zu suchen ist. Eine schulisch vermittelte Zweisprachigkeit im frühen Kindesalter, das bedeutet ein Unterricht, in dem den Kindern zusätzlich zu ihrer Muttersprache noch zwei weitere Sprachen vermittelt werden, stellt meines Erachtens eine Notwendigkeit dar.

Im Falle einer Reform, durch die das Erlernen von zwei Sprachen zusätzlich zu der Muttersprache bereits in der Grundschule, das heisst im Alter zwischen fünf und sieben Jahren, Pflicht ist, wird sich das Problem von selbst lösen. Auch wenn die Familien sich mehrheitlich für das Englische entscheiden, werden sie eine weitere Sprache dazu wählen müssen. Wenn dagegen nur eine Pflichtsprache im Grundschulunterricht in den niedrigen Jahrgangsstufen eingeführt wird, dann wäre das Englisch, was zu dem schleichen Tod der anderen Sprachen führen würde. Deswegen bin ich also für eine frühzeitige Zweisprachigkeit; und liste in «L'enfant aux deux langues» sogar die Namen der Hauptsprachen in Europa auf: zusätzlich zu der englischen Sprache, die schon allzu weit verbreitet ist, wären das Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Französisch und Deutsch.

Forum: Und, wie glauben Sie, wird die Mehrsprachigkeit in den europäischen Institutionen funktionieren?

C. Hagège: Alles hängt von dem Zeitraum ab, den man ins Auge fasst. Gegenwärtig gehören die über 20jährigen einer in dieser Hinsicht verlorenen Generation an, weil sie in einer Zeit geboren wurden, in der das Englische omnipräsent ist... Die einzige Möglichkeit, ein Gegengewicht zur weltweiten Vorherrschaft des Englischen zu bilden, besteht in der Förderung der Mehrsprachigkeit. Das Internet ist (hier) absolut notwendig, weil es zu einem grundlegenden Kommunikationsmittel in einem grossen Teil der Welt geworden ist. Offensichtlich schrumpft seit fünf oder sechs Jahren die Internetpräsenz des Angloamerikanischen... Immer mehr Menschen haben nämlich begriffen, dass die Erstellung von Webseiten anderen Sprachen eine Ausdrucksmöglichkeit bietet. Beim Internet steht also viel auf dem Spiel... Deswegen bildet die Nutzung der Sprachen auf dem Netz einen der wichtigsten Wege zum Schutz der Sprachen gegen den Einfluss des Angloamerikanischen... Eine Sprache, die zu viel entlehnt, wird in letzter Konsequenz in der anderen aufgehoben.

Deutsch-französisches

Forum – Kultur – 2001 (gekürzt)

Kontakt: redaktion@leforum-online.com

Wie es andere sehen

Wenn nun jedermann Englisch lernen sollte, erstaunt es nicht, dass die Engländer am wenigsten bereit sind, andere europäische Sprachen zu lernen. Anhand der Befragung sprechen dort 66% überhaupt keine Fremdsprache, während der EU-Durchschnitt bei 47% liegt. Die Sprachgewandtesten findet man in Luxemburg, wo bloss 2,2% einsprachig sind. Aber auch die Holländer weisen ein gutes Ergebnis auf: mehr als 80% können sich auf Englisch verständigen.

Der Vormarsch des Englischen wird von denjenigen Europäern begrüsst werden, die der Ansicht gewesen sind, dass sowohl die

europäische Integration als auch die Mobilität durch das Fehlen einer gemeinsamen Sprache behindert wurde. Allzu grosser Optimismus ist jedoch keineswegs angezeigt, wenn beinahe die Hälfte aller Bürger nur eine einzige Sprache beherrscht. Und sogar zweisprachige Länder sind durch Sprachbarrieren getrennt. In Belgien beispielsweise, dessen Hauptstadt zugleich Sitz der europäischen Regierung ist, herrscht Uneinigkeit zwischen den Französisch sprechenden Wallonen und den Flamen, obwohl von allen Schulkindern und natürlich von den Politikern erwartet wird, dass sie beide Sprachen beherrschen.

«Die deutsche Sprache»

(Zu einem Aufsatz von Robert Walser)

Walsers Text

Im Mai 1919 erscheint in der «Neuen Zürcher Zeitung» unter dem Titel «Die deutsche Sprache» der folgende Aufsatz von Robert Walser:

«Einst war sie stark und gross, ihr Blick, ihre Gebärde waren herrlich, doch kam eine Zeit, wo sie sich vergass, sie liess sich missbrauchen, und da wurde sie hässlich. Die, die sie redeten, machten sie zum Ausdrucksmittel für alles Banale, so dass alle Welt sich über ihre Erniedrigung lustig machte. Die schöne Gestalt fiel zusammen. Was vorbildlich gewesen, wurde zum Spottbild. Der prächtige Baum verdorrte, und dabei gefiel sie sich noch, so schlecht war sie geworden. Die Schmach dauerte lange. Einige dachten, dass sie dem Tode nahe sei, und sie hatten recht. Sie starb, das heisst, sie schlich hin wie eine Tote. Niemand glaubte, dass sie je wieder zu Kräften käme. Sie verlor all ihren Liebreiz, klang trocken, hart und albern und diente fast ausschliesslich zu Barscheits- und Schneidigkeitszwecken. Ihre verdorbene Stimme war das denkbar Misslichste, den meisten grauste es vor ihr. Ja, sie war krank und liegt nun zertreten, doch es leben Leute, die sie lieben wie immer und ihr treu bleiben wollen, denn sie denken, sie sei unausrottbar und werde ihre Schönheit wiedergewinnen. Ganz im stillen, wo es unscheinbar und dunkel ist, pflegen sie sie, damit sie gesunde. Sicher wird sie wieder aufstehen und duften und blühen und ihren Frühling haben und tönen wie Vögleinstimmen. Das will erlebt sein, und die an sie glauben, müssen Geduld haben. Jetzt ist sie müde und schläfrig, die Glieder sind matt, die Worte klanglos. Sie scheint gelähmt, wird aber wieder springen und tanzen und die Behendigkeit besitzen, die sie früher besass. Nur warten, bis sie wiederhergestellt ist. Sie ist verirrt, sie weint, wird aber den Weg finden und hell auflachen. Dann wird sie sein wie ein sommerlicher Garten und wie eine wiederauferstandene Sonne, rings um sie wird es heiter sein, reich und gut und kraftvoll. Und weich und natürlich. Dann kennt sie sich wieder, und alle haben Freude an ihr. Über die Erde und alle Dinge wird sie stürmen wie der beseligende Wind. Die Niedergeschlagene wird fröhlich sein. Lust und Trost wird empfinden, wer sie reden hört. Vielleicht geschieht es dann, dass ich unter einer Tanne im Grase liege und sie küsse und wieder ihr Dichter bin.» (Robert Walser, *Das Gesamtwerk. Herausgegeben von Jochen Greven. Bd. VI. Genf und Hamburg 19752, S. 385 f.*)

Wie ist er zu verstehen?

ar. Mai 1919: Ein halbes Jahr nach dem Ende des Ersten Weltkrieges – noch sind die Friedensverhandlungen im Gang – nach der schlimmen Grippezeit, nach dem Generalstreik vom November 1918 in der Schweiz; unwillkürlich fragt man sich, ob und wie eng Walsers Klage über den desolaten Zustand der deutschen Sprache mit dem schlimmen Zeitgeschehen zusammenhänge. Sprache «zum Ausdrucksmittel für alles Banale» heruntergekommen: Soll das heissen, die Not der Zeit lasse keinen Raum mehr für Schönheit des sprachlichen Ausdrucks, die Menschen könnten sich nur noch ums nackte Überleben kümmern? Sprache, die «fast ausschliesslich zu Barscheits- und Schneidigkeitszwecken» dient: Hat Walser die zackige Befehlssprache preussischer Militärs im Visier und den bitteren Ton politischer Auseinandersetzung?

Man kann zweifellos solche Anspielungen aus dem Text herauslesen; wenn man aber nur das darin zu erkennen glaubte, würde man zu kurz greifen. Der Text selber gibt Hinweise, dass er mehr meint. Auffällig ist

bereits die Gliederung in drei Zeitstufen: «Einst war sie stark...» – betonter Vergangenheitsbezug zu Beginn – «Jetzt ist sie müde...» – Schilderung des Ist-Zustands – «Dann wird sie sein...» – Zukunftshoffnung. Dieses «Einst, Jetzt, Dann» will mehr als nur eine bestimmte Tagesaktualität ausdrücken. Es entspricht einer alten Weise, grosse geschichtliche Entwicklungen überschaubar darzustellen: Goldenes Zeitalter einst, verdorbene Gegenwart, Ausblick in eine bessere Zukunft, ja in die Wiederkehr des goldenen Zeitalters. So hatten unter anderem Denker der Aufklärung die Menschheitsgeschichte gedeutet. Walser lässt zudem die deutsche Sprache als «schöne Gestalt» auftreten, er personifiziert sie, macht aus ihr so etwas wie eine mythische Göttergestalt: Die Sprache «schlich hin wie eine Tote...», «verlor all ihren Liebreiz...», «Jetzt ist sie müde und schläfrig, die Glieder sind matt, die Worte klanglos. Sie scheint gelähmt, wird aber wieder springen und tanzen...» Und am Schluss, wenn sie wieder «fröhlich» wird, «Lust und Trost» empfindet, begegnet der Dichter ihr wie einer Geliebten: «Vielleicht geschieht es dann, dass ich unter einer Tanne im Grase liege und sie küsse und wieder ihr Dichter bin.» Es lässt sich auch anders sagen: Walser fabuliert, kleidet seine Klage und seine Hoffnung in ein ästhetisches Spiel.

Robert Walser – einsamer Poet und Spaziergänger

Dieses letzte – fabulierendes Spiel oder spielerisches Fabulieren – gilt gemeinhin als ein wesentliches Merkmal von Walsers Schreiben. Seine Texte klingen oft wie lockere Improvisationen mit plötzlichen Wechseln in der Tonart: Ernstes folgt auf Heiteres, Wirkliches auf Geträumtes, Alltägliches auf Phantastisches, und zwar so, dass die Leser, leise irritiert, nie recht wissen, was nun eigentlich

zu gelten habe. Dabei treibt Walser sein ironisches Spiel nicht nur mit den Lesern, sondern auch mit sich selber. Im Oktober 1916 erscheint in den «Weissen Blättern», in einer literarischen Zeitschrift, die damals vom Elsässer Dichter René Schickele redigiert wird, ein Text mit dem Titel «Poetenleben». Darin erzählt Walser in lockerer Form von seiner eigenen Existenz, von seinem unstillen Wanderleben, von den vielen Versuchen, im bürgerlichen Erwerbsleben eine Arbeit zu finden, als «Commis», als Bankangestellter, als Diener auf einem Adellsitz... Gegen Schluss schreibt er, es handle sich in «diesem kleinlichen ... proletarischen Poetenleben ... eigentlich um zweierlei: um Bureauarbeit und um Landschaft, um ein Stellenbekleiden und ein Stellenpreisgeben, um ein Herumwandern in warmer, freier Natur und um ein Sitzen, Festkleben und Schreiben an kaufmännischen Schreibtischen, die man Pulte nennt; um Freiheit sowohl wie um Gefangenschaft, um Ungebundenheit sowohl wie um Fessel; um Not, Bedürfnis, Sparsamkeit sowohl wie um üppiges, freches, fröhliches Verschwenden und köstliche, schwelgerische Genüsse, um harte, saure Arbeit sowohl wie um taugenichtsiges, tagediebige, ins Geratewohl und Gehabdichwohl hineinlebendes, atmendes Vergnügen, um strenge Pflichterfüllung sowohl wie um vergnügliches, rötliches, bläuliches oder grünliches Schlendern, Spazieren und Vagabundieren.» (*Das Gesamtwerk, Bd. III, S. 129*)

Die Adjektivbildungen «taugenichtsig» und «tagediebige» sind kaum zufällig: Walser schlüpft gleichsam in die Rolle des poetischen Bettlerjungen aus Gottfried Kellers Ballade «Der Taugenichts»: Als dieser Bettlerjunge «vom Streifen durch die Stadt» bloss mit einer wunderschönen Hyazinthe statt mit erbetteltem Geld zu seinen Eltern zurückkehrt, poltert sein Vater, ein nichts-

nutziger Faulpelz, los: «Du Taugenichts, du Tagedieb und deiner Eltern Schmach...». Walser hat Gottfried Keller hoch geschätzt. Es ist zudem daran zu erinnern, dass bereits 1915 Hermann Hesses «Knulp» erschienen war, die Geschichte eines liebwerten Landstreichers.

Zu dieser selbstgewählten Rolle des freien «Vagabunden», des ungebundenen «Taugenichts», des Spaziergängers am Rande der Gesellschaft gehört es auch, dass Walser ein unpolitischer Mensch war und kaum über



Tagesfragen schrieb. Bezeichnend dafür die folgenden Sätze aus einem Brief, den er am 15. November 1918, also kurz nach dem Abbruch des «Generalstreiks», an Frieda Mermet, eine Freundin seiner Schwester Lisa, schrieb: «...Ausserdem scheint der fatale, nicht sonderlich klug eingeleitete Landesstreik glücklicherweise beendet zu sein. Hier in Biel kam es zu etlichen Prügeleien. Wir haben ziemlich viel Ordnung stiftendes, welsches Militär in der Stadt. Die Eisenbahnen sind wieder in Betrieb, ebenso die Post... Besser für uns alle ist jedenfalls, wenn Ordnung und Ruhe im Lande sind, da werden Sie mir wohl gerne recht geben. Und die Arbeiterschaft soll einstweilen lieber arbeiten statt regieren zu wollen, wobei wenig Gutes heraus käme da die Leute noch nicht geschult und kultiviert sind, wie es zur Besorgung wichtiger Dinge nötig ist...» (*Das Gesamtwerk, Bd. XII/2, Briefe, S. 152*)

Wenn Walser von einem «proletarischen Poetenleben» spricht, so ist der Begriff «proletarisch» nicht in ideologischem, klassenkämpferischem Sinn zu verstehen; Walser ordnet sich ganz einfach den sogenannten «kleinen Leuten» zu, er betont damit, dass er keine hohen materiellen Ansprüche stellt. Er zieht es vor, in Armut, ja oft in wirklicher materieller Bedrängnis zu leben, um sich seine Freiheit als Künstler und produktiver «Spaziergänger» zu wahren. Dafür bezahlt er also einen Preis, einen hohen sogar, und mehr als einmal zwingen ihn die Umstände dazu, vorübergehend auf die völlige Ungebundenheit zu verzichten und einem Broterwerb nachzugehen. Als er am Ende des Ersten Weltkrieges erkennen muss, dass er seinen Lebensunterhalt nicht länger als freier Schriftsteller bestreiten könne, schreibt er am 8. Mai 1919 an den Rascher Verlag: «Wenn ich dieses Jahr noch die Dichterexistenz aufrechterhalten kann, will ich froh sein, niemandem zürnen und hernach vom Schauplatz abtreten, das heisst in eine Stellung gehen und in der Masse verschwinden. Ich habe in den sechs Jahren meines hiesigen Aufenthaltes das Menschenmögliche an Sparsamkeit getan. Ich wünsche einem jeden, der mir das nachmachen will, viel Erfolg.» (*Das Gesamtwerk, Bd. XII/2, Briefe, S. 168*)

Kurzbiographie von Robert Walser



Walser, Robert, * 15.4.1878 Biel (Kanton Bern), † 25.12.1956 Herisau (Kanton Appenzell).

Walsers Grossvater war Pfarrer und politischer Publizist (unter anderem Herausgeber einer «radikal freisinnigen» Zeitschrift) der Vater Buchbinder und Kaufmann in Biel, seine Geschwister waren Künstler, Gelehrte, Lehrer. W. führte nach kurzer Schulzeit ein unstetes Wanderleben; er erlernte (1892–95) das Bankfach in Biel, in Stuttgart versuchte er vergeblich Schauspieler zu werden. 1898 erschien seine erste Gedichtsammlung; Bekanntschaft mit Franz Blei, der W. mit dem Literatenkreis um die Zeitschrift «Die Insel» bekannt machte. 1901 besuchte W. Max Dauthendey in Würzburg. 1903 arbeitete er bei einem Ingenieur als Sekretär; 1904 als Bankangestellter in Zürich. Von 1905–13 lebte W. bei seinem Bruder Karl, einem bekannten Maler, Graphiker und Bühnenbildner, in Berlin; für einige Monate (1905) war er Diener auf Schloss Dambrau in Oberschlesien, nachdem er in Berlin eine Dienerschule besucht hatte. Nach seiner Rückkehr nach Berlin riet ihm der Verleger Bruno Cassirer,

einen Roman zu schreiben; so entstanden in rascher Folge Geschwister Tanner, Der Gehülfe, Jakob von Gunten und eine weitere Sammlung Gedichte. – Aus wirtschaftlichen Gründen (1913) Rückkehr in die Schweiz nach Bellelay zu seiner Schwester Lisa, dann nach Biel. Es entstanden weitere Prosastücke. 1921 Übersiedelung nach Bern, wo er einige Monate Bibliothekar des Berner Staatsarchivs war. 1925 erschien sein letztes Buch Die Rose. Im Januar 1929, wegen einer Psychose Eintritt in die Heilanstalt Waldau, 1933 Überführung in die Heilanstalt nach Herisau, ab diesem Zeitpunkt keine schriftstellerische Arbeit mehr. 1936 Freundschaft mit Carl Seelig, der 1944 die Vormundschaft von W. übernahm und das Werk Walsers als Herausgeber betreute. Walser starb allein auf einem Spaziergang zum Rosenberg.

Quelle: *Autorenlexikon deutschsprachiger Literatur des 20. Jahrhunderts. Rowohlt 1984 (S. 615)*

Fortsetzung von Seite 3

Heiter auf dunklem Grund

Robert Walser war ohne Zweifel ein hoch begabter, sensibler und einsamer Künstler. Spielerisches Fabulieren und Ironie sind nur eine Seite seines Schaffens. Zuweilen kann sein Ton unerwartet ernst werden. Die Tagesaktualität findet kaum Eingang in seine Schriften, aber indirekt setzt er sich doch mit den Nöten seiner Zeit auseinander; ein Beispiel: Der expressionistische Lyriker Ludwig Rubiner gibt in den Weltkriegsjahren eine Zeitschrift heraus mit dem Titel «Zeit-Echo». Bekannte Namen sind zu finden, u. a. Max Brod, Hans Carossa, Otto Flake, Arno Holz, Annette Kolb, Jakob Wassermann... Die Zeitschrift vertritt pazifistische Ideale. Im April 1915 erscheint darin ein Aufsatz von Robert Walser mit dem lapidaren Titel «Phantasieren». Er polemisiert nicht gegen die Machtpolitik der Grossen, gegen den Krieg; er träumt von einer bessern Welt. Der Text beginnt mit den Sätzen: «Freundlich sind dort die Menschen. Sie haben das schöne Bedürfnis, einander zu fragen, ob sie einander unterstützen können.» Zwanzig Mal erscheint auf den gut anderthalb Druckseiten das Wörtlein «dort», nie das Wörtlein «hier»; Sehnsucht nach einem verlorenen Paradies, gesteigert noch im Schluss des Textes: «Liebe ist dort das bedeutendste Gesetz; Freundschaft die vorderste Regel. Arm und reich gibt es nicht. Keine Könige und keine Kaiser hat es dort, wo der gesunde Mensch wohnt, je gegeben. Die Frau herrscht dort nicht über den Mann, der Mann aber ebenso wenig über die Frau. Es herrscht niemand, ausser jedermann über sich selber. Alles dient dort allem, und der Sinn der Welt geht deutlich dahin, den Schmerz zu beseitigen. Niemand will geniessen; die Folge ist, dass alle es tun. Alle wollen arm sein; hieraus folgt, dass niemand arm ist. Dort, dort ist es schön, dort möchte ich leben. Unter Menschen, die sich frei fühlen, weil sie sich beschränken, möchte ich leben. Unter Menschen, die einander achten, möchte ich leben. Unter Menschen, die keine Angst kennen, möchte ich leben. Ich sehe wohl ein, dass ich phantasieren.» (*Das Gesamtwerk, Bd. VI, S. 167 f.*)

Ironie wird in diesem Text höchstens als leise Selbstironie laut, im resignierten Wissen: «Ich sehe wohl ein, dass ich phantasieren.» Vielleicht haben Sie, liebe Leserinnen und Leser, bereits erkannt, dass dieser Text dem Aufsatz über die deutsche Sprache nahe steht, insbesondere seinem letzten Teil, dem «Dann». Auch dieses «Dann» leitet einen Wunschtraum, eine Zukunftshoffnung ein. Und für den Poeten Walser gehören diese beiden Wunsch- oder Kinderträume eng zusammen: Als Poet dem künstlerischen Spiel sich ungetrübt hingeben könnte er in einer friedlicheren Welt und in einer sprachlich reichen Umgebung. Wenn es um diese letzten Voraussetzungen für seine künstlerische Existenz geht, wird sein Ton ernst. Er kann gelegentlich sogar leidenschaftlich werden. Im September 1915 erscheint in der «Vossischen Zeitung» ein Aufsatz Robert Walsers über den Dichter Friedrich Hölderlin. Dort stehen die Sätze:

«...Indem der Mensch in ihm verzweifelte, sein Wesen aus vielen elenden Wunden blutete, stieg sein Künstlertum gleich reichgekleidetem Tänzer hoch empor, und wo Hölderlin fühlte, dass er zugrunde gehe, musizierte und dichtete er zum Entzücken. Die Zerstörung und Zertrümmerung seines Lebens besang er auf dem Instrumente der Sprache, die er redete, in goldenen, wunderbaren Tönen. Er klagte um sein Recht und um sein zerschmettertes Glück, wie nur Könige fähig sind zu klagen, mit einem Stolz, einer Hoheit, die ihresgleichen im Bereiche der Dichtkunst nicht kennen.» (*Das Gesamtwerk, Bd. III, S. 118*)

IFB Verlag

im Institut für Betriebslinguistik

Fachverlag für Betriebslinguistik
und Sprachkulturifbpb@aol.com
www.ifb-verlag.de**Sternstunden der deutschen Sprache**
Herausgegeben von Walter Krämer und
Reiner Pogarell

Wussten Sie schon, dass das erste deutsche Buch ein Wörterbuch war? Wussten Sie, dass es ein deutschsprachiges Buch war, das den Anstoss zur Gründung des Staates Israel gab? Und dass es ein deutschsprachiges Buch war, auf das sich die kommunistischen Herrscher in aller Welt beriefen? Kennen Sie die Texte Wagners, Luthers oder Hesses nur vom Hörensagen? Haben Sie Lust, etwas mehr über die spannende Geschichte unserer Sprache zu erfahren?

Paderborn 2002, 431 Seiten
24.90 Euro, ISBN 3-931263-27-4**Für unsere Sprache**

Der IFB Verlag in Paderborn ist ein Fachverlag, der sich unter anderem dem Erhalt der deutschen Sprache gewidmet hat. Die folgenden Bücher können in der Schweiz beim TFV (Adresse unten) bestellt werden. Die Euro-Preise werden dabei in CHF verrechnet.

Die Verlagstitel IFB sind neu in der Schweiz erhältlich beim

TFV Fachbuch-Verlag AG
Postfach, 2501 Biel
Telefon 032 322 61 41
Fax 032 322 61 30
www.tfv.ch, info@tfv.ch
(Lieferung portofrei wünschen)

**Leserbriefe zu den
«Mitteilungen» 2/2002**

Unser aufmerksames Mitglied, Herr P. Zw. in B., setzt sich für korrektes Deutsch ein. «Erhalt» bedeutet Empfang (einer Nachricht) in der Amtssprache, sonst muss es «Erhaltung» (der Sprache) heissen. Wir bedauern die Fehler in den «Mitteilungen» 3/02 und geloben, Texte aus Deutschland und die eigenen genauer auf Druckfehler zu prüfen. Richtig ist demnach «mit dem Namen Walser» und «des Berner Münsters»...

Für Herrn M. Sch. in H. hat die Mundart-schriftstellerin S. eindeutig das Recht, sich energisch gegen Regelungen der Schreibreform zu wenden, die vielen widerstreben, und benutzt die Gelegenheit, auf Unge-reimtheiten der Reform hinzuweisen. Der Rückgang des Gebrauchs von «Schriftdeutsch» erfüllt ihn mit Sorge. Er verweist auf die PISA-Ergebnisse und sieht mit dem Eintrichern von noch mehr Fremdsprachen für viele trübe Aussichten in der Berufsbewährung. («Was bleibt nach der obligatorischen Schulzeit im Gedächtnis?»)

Herr P. A. aus B. bricht eine Lanze für die neue Rechtschreibung. «die der schule druck von der ortografie wegnimmt und dafür mehr zeit für echte sprachpflege gibt!» Bei den PISA-Ergebnissen fragt der engagierte Verfechter der gemässigten Kleinschreibung, ob denn die deutschen SchülerInnen (die Redaktion SKD empfiehlt auf das Binnen «I» zu verzichten) auch Dialekt sprechen, weil sie ebenfalls nicht gut abgeschnitten haben.

Vielen Dank für die Beiträge zur aktiven Sprachpflege.

**Kein gutes Deutsch –
Gleichbehandlung
durch Sprache**

Oh, wie sehr mir doch dieser Leserbrief aus der Seele spricht! Furchtbar schwerfällig und manchmal kaum mehr verständlich ist unsere Sprache geworden dank der ständigen Wiederholung beider Geschlechter.

Und erst die sprachliche Vergewaltigung und Idiotie mit dem grossen I in der Mitte des Wortes. Ganz zu schweigen von Wortschöpfungen wie «Mitgliederinnen» und vieles mehr. Als ob dies alles den Frauen irgendeinen Vorteil brächte... Merkwürdigerweise klammert man sich fast ausschliesslich in der Schweiz an diese Unsitte. Man täte besser daran, generell gutes Deutsch zu schreiben; damit hapert es je länger je mehr.

Rosmarie Weber, Bern
im «Bund» 8. Juni 2002,
zum Leserbrief vom 30. Mai 2002 (pgw)

**Wie hätten Sie gesagt
(geschrieben)?**

Die Flugkatastrophe in der Ukraine brachte für die alte Multikulti-Stadt L. vier bis fünf Varianten in die Medien. Die Sprache der Zeitungs- und Radioteute, die Einblendung der Fernsehanstalt und der Herkunftsort der Meldungen nannten neben Lviv (Lwiw) auch Lvuv, Lemberg und Leopoli. In der entsprechenden Reihenfolge ist das Ukrainisch und Weissrussisch, Polnisch, Deutsch. Stadtgründer Leo = Lev I. von Przemysl und polis (griech.) stehen für Leopoli.
Gefunden im Internet s.e.e.o.

**Haben Sie den SKD schon
besucht? – Im Weltnetz?**

Der SKD hat kürzlich seinen Internetauftritt umgebaut und interaktiv gestaltet. Der Möglichkeiten sind viele. Wir bieten Ihnen die rege Benutzung an, gratis: übers Netz anmelden, Passwort, und los geht's, mit Ihren Fragen und Bemerkungen, mit unsern Beiträgen. Sie finden uns unter www.sprachkreis-deutsch.ch. Willkommen!

Zug
zum Flug
statt
Rail-
and-Fly-
Tickets

Impressum

Das Erscheinungsdatum dieser Nummer wurde vorverlegt, es richtet sich nach dem Sprachtag. Die nächsten Mitteilungen erscheinen in der Woche 47. (Redaktionsschluss vier Wochen vorher) Einem Teil der Auflage liegt das Rundschreiben des Deutschschweizerischen Schulvereins bei. Mehrfachzustellung lässt sich bei unterschiedlichen Adressquellen leider nicht vermeiden. Die Redaktion behält sich Abweichungen von der Meinung der Textverfasser vor.

Auflage: 1600 Stück

Redaktionsadresse

Verein Sprachkreis Deutsch
CH-3000 Bern
(kein Postfach)
Fax 032 331 01 19
www.sprachkreis-deutsch.ch
info@sprachkreis-deutsch.ch

Vorstand und Redaktion

Susanne Altdorfer (saf)
Martin Geiger (mg)
Peter Glatthard-Weber (pgw)
Hans-Christian Leiggenger (hcl)
Kurt Meister (me)
Ingeborg Theek (it)
Christine Weber (cw)
Peter Zbinden (Zn)

Satz und Druck

Schwab Druck AG, 3250 Lyss

Mitgliederversammlung 2002**Dienstag, 26. November 2002, Bern, Hotel National, Singsaal, 2. Stock**Für Vereinsmitglieder 1. Teil ab 16 Uhr, Statutarische Geschäfte
Antrag auf Satzungsänderung (Ergänzung Art. 8)**III Organisation**

- Die Mitgliederversammlung ist das oberste Organ des Vereins. In ihre Zuständigkeit fallen alle Geschäfte, die nicht ausdrücklich dem Vorstand übertragen sind.
- Ergänzung (anschliessend an bisherige Fassung)
Anträge an die Mitgliederversammlung sind bis spätestens zehn Tage vor der Mitgliederversammlung an den Präsidenten zu richten.

Für den öffentlichen 2. Teil ab 18 Uhr konnte der Schriftsteller und Fotograf Christian Scholz gewonnen werden. Von ihm sind drei Bändchen erschienen – im Spannungsfeld von Mundart und Schriftsprache.

Der Vorstand SKD verschickt im November eine besondere Einladung.